

LEAH KONEN  
NÄCHSTER  
HALT *Liebe*



**ERSTER TEIL  
DER ZUG**



Zugfahren ist längst nicht so romantisch, wie ich es mir vorgestellt habe.

Eigentlich bin ich nicht besonders fantasievoll veranlagt, aber hey, man spricht schließlich auch von Eisenbahn-Romantik! Ich hatte mir ausgemalt, dass silberne Getränkewagen den Gang entlangrollen, dass die Leute aus dem Fenster schauen und die vorbeiziehende Landschaft betrachten, dass Zeitungen ausgebreitet werden und der Schaffner eine vornehme Mütze trägt. Frauen in Kleidern und Seidenstrümpfen und Männer in dunklen Anzügen.

Ich habe wohl zu viele Filme geschaut.

Dabei weiß ich eigentlich längst, dass nichts so ist wie im Film. Erst recht seit dem letzten Jahr.

Ich sitze im Amtrak, einem Zug, der aussieht wie eine silberne Gewehrpatrone, sich allerdings überhaupt nicht so bewegt, und fahre die Ostküste hinauf. Die Sitzbezüge sind aus kratzigem blauem Polyester, haben ein Muster, das garantiert vor meiner Geburt entworfen wurde, und es ist kein einziger Getränkewagen in Sicht. Ich habe auch noch nicht herausgefunden, wo man hier etwas zu essen bekommt, obwohl ich schon drei Waggons weitergegangen bin.

Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich tausend verschiedene Grautöne. Kahle Flächen und verkümmertes Gras. Betonblöcke und Fabriken, die aus einem Roman von Dickens



stammen könnten – dabei ist Dickens überhaupt nicht mein Fall. Ein industrielles Niemandsland. Ich lege die Hand an die Fensterscheibe. Sie ist feucht und eiskalt, im Gegensatz zu der Hitze hier drin.

Der Zug ist voll. Auf der anderen Gangseite sitzt ein etwas verwahrloster Typ, der zwar aussieht, als würde er schon seit längerer Zeit nicht mehr arbeiten, der aber immer noch Jackett, Anzughose und Krawatte trägt. Etwa so, wie Miss Havisham, die sitzen gelassene Braut in Dickens' *Große Erwartungen*, sich weigerte, ihr Hochzeitskleid auszuziehen. Auf dem weißen Hemd unter seinem zerknitterten Jackett zeichnet sich Schweiß ab.

Frauen in Kleidern und Seidenstrümpfen, wie man sie in alten Filmen sieht, kann man hier lange suchen. Fast alle sind angezogen wie ich – Jeans, dicker Pullover und eine Menge Schals, Mützen und Handschuhe, eine Ausrüstung, die für die Kälte draußen, aber nicht für die Hitze hier drinnen geeignet ist.

Alle stieren auf ihre Handys oder Tablets, und obwohl der Schaffner tatsächlich eine coole Mütze trägt, hat er eine ziemlich ruppige Art »Fahrkarte, bitte!« zu sagen, die keinen Zweifel daran lässt, dass er überall lieber wäre als hier. Diese Zugfahrt ist also alles andere als malerisch oder romantisch. Aber das Ganze war ja sowieso ein blöder Spontaneinfall.

Mein Handy klingelt. Ich stehe auf, um es aus meiner Tasche oben auf der Gepäckablage zu holen, und stoße mir fast den Kopf an. Mit meinen eins fünfundsiebzig bin ich so groß, dass es hier eng wird. Meine rote Ledertasche, ein Geburtstagsgeschenk von Dad, das per Express von Hudson drei Tage *nach* meinem Geburtstag ankam, klemmt zwischen meinem großen Rollkoffer und drei oder vier glänzenden Plastiktüten mit der Aufschrift »Century 21«. Ich ziehe mit beiden Händen daran, wodurch auch mein Koffer mit nach vorn rutscht. Meine Ta-

sche fällt auf den Boden, aber immerhin gelingt es mir, den Koffer aufzufangen, bevor er jemanden erschlägt.

Der mittelalte Mann eine Sitzreihe weiter mustert mich, als wäre ich das größte Trampeltier des Planeten. Seine Frau starrt auf die Plastiktüten, voller Panik, ich könnte deren Inhalt ruinieren. Sorry, aber das ist mir gerade ziemlich egal. Wenn sie die Ablage nicht so vollgestopft hätten, hätte ich ein bisschen mehr Platz zum Rangieren.

Mein Handy verstummt, während ich immer noch mit dem Koffer kämpfe, der nicht mehr auf die Ablage passt, weil die Plastiktüten zur Seite gekippt sind. Also verstaue ich ihn auf dem freien Platz neben mir, auch wenn man das vermutlich nicht darf, aber die Fahrt dauert fünf Stunden, von denen erst drei herum sind, und ich habe ehrlich gesagt keine große Lust, beim nächsten Halt einen mitteilungsbedürftigen Sitznachbarn zu bekommen.

Ich setze mich wieder und beuge mich vor, um meine Tasche vom Boden aufzuheben, als mein Handy erneut anfängt zu klingeln.

»Gehst du da jetzt endlich mal dran?«, zischt die Frau vor mir. Weiß Gott, was die in diesen Tüten hat, dass sie so angespannt ist. Oder sind alle New Yorker so?

Ich zucke nur mit den Schultern, während ich mein Handy aus der Tasche fische. Alle hier scheinen viel besser zu wissen als ich, wie Zugfahren funktioniert.

Aber dafür kann ich nichts. Dieser Trip war nicht meine Idee. Bevor ich gestern Abend mit Kat, der Beinahe-Stieftochter meines Vaters, telefoniert habe, hatte ich mich eigentlich schon hundertprozentig dagegen entschieden. Und zwar seit Monaten.

*Komm schon. Verbring die Woche bei uns. Es wird dir leidtun, wenn du nicht kommst. Es wird ganz leicht.*



Aber es ist nicht leicht, nicht im Geringsten.

Während mein Handy immer weiterklingelt, wühle ich panisch in den Büchern und dem Krimskrams herum, den ich heute Morgen in die Tasche gestopft habe. Meine Schultern verspannen sich, und ich warte nur darauf, dass die Frau vor mir noch einen bissigen Kommentar macht. Endlich finde ich das Handy zwischen *Madame Bovary* und *Naokos Lächeln*. Wie erwartet ist es Kat. Sie ist der einzige Mensch in unserem Alter, der lieber anruft, statt eine Nachricht zu schreiben.

»Hallo«, sage ich und spüre augenblicklich, wie mein Puls hochgeht.

Nicht sie macht mich nervös, sondern die ganze Situation.

Dieses Gefühl sollte der Gedanke an Familie eigentlich nicht auslösen. Aber Familien sollten so viele Dinge nicht tun oder sein, die sie, wie ich im letzten Jahr feststellen musste, eben doch tun und sind.

»Sag mir, dass du wirklich im Zug sitzt!« Wie üblich ist ihre Stimme so übersprudelnd wie die einer notorisch aufgedrehten Tussi mit ein paar Kaffee zu viel intus.

»Ja, ich sitze im Zug«, bestätige ich. Die Frau vor mir fährt schon wieder herum, als würde ich zu laut sprechen, dabei ist meine Lautstärke ganz normal.

Kat quickt, und ich halte instinktiv das Handy auf Abstand. »O mein Gott!«, jubelt sie. »Ich bin ja so aufgeregt. Du wirst mich buchstäblich vor diesem Katastrophentag retten!«

Normalerweise würde ich ihr jetzt den Unterschied zwischen *buchstäblichem* und *übertragenem* Sinn erklären, aber dann fallen mir Moms Worte von heute Morgen wieder ein.

*Wie kannst du mich ausgerechnet heute alleinlassen?*

Von welchen »Katastrophen« Kat auch immer spricht, was auch immer mit Sophies Kleid oder Beas Frisur schiefliegt, ist

nichts im Vergleich zu dem, was ich in den letzten 24 Stunden mitgemacht habe.

»Du weißt aber schon, dass ich meinem Dad und deiner Mom garantiert nicht zjubeln werde, ja?«

»Ich weiß«, erwidert sie. »Schon klar. Ich auch nicht. Aber dein Dad wird sich so freuen. Er war die ganze Woche richtig deprimiert. Er vermisst dich.«

Ich verdrehe die Augen und stoße ein bitteres Lachen aus. Na klar doch. Ich bin gerade zweifellos das Thema Nummer eins in seinem Kopf. Bestimmt kann er die ganze Zeit nur Ammy, Ammy, Ammy denken. Welcher Vater würde nicht an seine Tochter denken, die er verlassen hat, um eine zehn Jahre jüngere Hot-Yoga-Lehrerin zu heiraten?

Ich bin für ihn doch nur eine Fußnote in seinem neuen Leben, die ihn an sein altes erinnert. Außerdem habe ich überhaupt erst durch Kat von dieser blöden Zeremonie erfahren, und nicht durch ihn.

Kat wartet meine Antwort nicht ab. »Wann kommst du an?«

»Um halb zwei«, sage ich. »Du holst mich doch ab, oder?«

»Natürlich«, erwidert Kat. »Hudson Station?«

»Ja.«

»Perfekt«, sagt sie. »Ich hab es übrigens Bea gesagt, aber sonst niemandem.«

Ich seufze. »Du hattest versprochen, es überhaupt niemandem zu sagen. Es sollte eine Überraschung sein.«

Ich höre quasi durchs Handy, wie Kat die Augen verdreht. »Sie ist meine Schwester. Und deine zukünftige Stiefschwester. Sie wird nichts ausplaudern. Außerdem freut sie sich total.«

Kats Worte treffen mich unerwartet heftig. *Zukünftige Stiefschwester*. Das Ganze wird wirklich passieren. Bea und Kat in schicken Kleidern. Sophie, meine zukünftige Stiefmutter, in ir-



gendeinem eierschalenfarbenen Boho-Fummel. Mein Dad, der seine Liebe zu einer Frau beteuert, die nicht meine Mom ist.

Mein Blick huscht zur Zugtür vor mir, und kurz wünsche ich mir, ich könnte die Notbremse ziehen und dem Zugführer sagen, er solle umdrehen und mich zurück nach Virginia bringen, damit ich meine Mom umarmen und ihr sagen kann, dass es mir leidtut und dass ich immer zu ihr halten werde, was auch passiert.

Aber gleichzeitig weiß ich, dass das nichts ändern würde. Nach unserem Streit gestern Abend ist mir erst so richtig bewusst geworden, dass das, was Mom und ich hatten, längst verloren ist.

»Na ja, jedenfalls freue ich mich, dich und Bea zu sehen«, murmele ich schließlich.

»Okay, ich muss jetzt Mom mit ihrem Kleid helfen. Bis später!«

Und in typischer Kat-Manier legt sie auf, bevor ich etwas erwidern kann.

Ich starre mein Handy an und wünsche mir, ich hätte noch eine Weile mit ihr reden und ihr von meiner Angst erzählen können, dass meine Mom mir diese Aktion nicht verzeiht und dass mein Dad mich nicht mal wirklich dabeihaben will, weil seine neue Familie ihm reicht.

Ich schüttele den Kopf, um die Gedanken wegzuschieben, und ignoriere den Chat mit meiner Mom, den ich zum Schutz meiner geistigen Gesundheit vor einer Stunde stumm geschaltet habe.

Stattdessen springe ich zwischen den sozialen Netzwerken hin und her und scrolle durch Fotos von Leuten, die im Kreise ihrer Liebsten weihnachtliche Familiendinge tun. Von Dara und ihrem Bruder, die in den Flieger nach L.A. steigen. Vom schlausten Mädchen der Schule, das mit seinen Eltern auf der

Rückreise von South Carolina ist. Ich spüre den vertrauten Stich der Eifersucht, wie immer, wenn ich eine auch nur halbwegs intakte Familie sehe, und beiße mir auf die Unterlippe.

Tief im Inneren weiß ich, dass mein Dad sich freuen wird, mich zu sehen. Er will, dass ich dabei bin. Zumindest hat er das letzten Monat am Telefon gesagt. Aber ich weiß, dass er es auch überlebt hätte, wenn ich nicht gekommen wäre. Ich bin nicht mehr seine einzige Tochter. Und Mom gehört überhaupt nicht mehr zu seiner Familie. Wir stehen an zweiter Stelle. Und das tut weh.

Ich schaue aus dem Fenster, um mich mit der hässlichen Industrielandschaft abzulenken, aber es ist plötzlich stockdunkel, und ich sehe nur Graffiti Spuren an Tunnelwänden.

Wir müssen die Penn Station erreicht haben, ohne dass ich es bemerkt habe. Ich lehne den Kopf an die Scheibe und blende das Geräusch der sich öffnenden Türen und hereinpolvernden Schritte aus.

Ich will schlafen, bis ich da bin, mir keine Gedanken mehr über diese ganze Sache machen. Ich will, dass dieser blöde Tag vorbei ist und ich in Kats Zimmer sitzen kann, um alte Folgen von *Friends* zu gucken und zu überlegen, in welche überteuerte Restaurantkette wir zum Brunch gehen.

Ich habe die Augen geschlossen, als ich eine Stimme höre, eindringlich und ungeduldig.

»Entschuldigung.«

Und wieder, bevor ich mich überhaupt umdrehen kann:

»*Entschuldigung!* Ist der Platz noch frei?«